

Karriere planen im Kindergarten

Schon vor Schulbeginn machen sich Eltern Sorgen über die berufliche Zukunft ihrer Sprösslinge und schicken sie in Sprach- und Musikurse. Was bringt das?

Von Lisa Becker

Der jüngste Kunde, den Gabi Krappe bisher hatte, war zwei Monate alt. Normalerweise sind Kinder mindestens seit drei Monaten auf der Welt, wenn sie an ihren Englischkursen teilnehmen. In den Kursen für die Null- bis Zweijährigen werden die Kinder geschaukelt und motorisch angeleitet, erklärt die Leiterin des „Learning Centre“ der privaten Sprachschule Helen Doron in Oberursel bei Frankfurt. Das alles geschehe in der Hoffnung, Nervenstränge zu stärken, damit der Spracherwerb später leichter falle. Die meisten Englischkurse, die die frühere Unternehmensberaterin und ihr Team anbieten, sind aber für (etwas) ältere Kinder, sie finden oft in Kitas und Schulen statt. „Die Eltern haben ein großes Interesse an Englisch“, sagt Krappe. Die Kita-Leitungen seien hingegen oft ablehnend eingestellt. „Sie befürchten eine Überforderung der Kinder.“

Auch in dem Kindergarten in Oberursel, in dem Krappe an diesem Vormittag Drei- bis Fünfjährige jeweils eine halbe Stunde lang nach allen Regeln der modernen Didaktik mit Gesang, Tanz und schauspielerischen Einlagen in die englische Sprache einführt, halten die Erzieherinnen wenig von der frühen Englischförderung. Ganz im Gegenteil bedauern sie den starken Hang der heutigen Elterngeneration zu formalen Bildungsangeboten in Kursen und auf Ausflügen. Auf Elternabenden appellierten sie immer wieder an Mütter und Väter, stattdessen dem freien Spielen mehr Gewicht zu geben.

In der Turnhalle der Kita sitzen sieben Kinder mit Krappe im Kreis. „Are you ready to learn English?“, fragt die studierte Psychologin und klopft laut auf den Boden. „Yes, we are“, antworten die Kinder und werfen die Arme in die Luft. Heute sind die Körperteile dran. Zusammen mit der Kursleiterin rufen die Kleinen „touch your nose, touch your knees, touch your toes!“ und tun dies auch. Sie sind die ganze Zeit aufmerksam bei der Sache, denn sie bekommen viel geboten. Krappe redet fast ununterbrochen in einer ihnen fremden Sprache; dabei zeigt sie verschiedene Gegenstände – und wackelt auch mal mit den Zehen, um klarzumachen, was „toes“ sind. Zum Schluss gibt es einen Stempel auf die Hand, zur Erinnerung für die Eltern, dass zu Hause der nächste Film angeschaut werden soll.

Diese erzählen, warum es ihnen wert ist, für eine halbe Stunde Englisch in der Woche knapp 40 Euro im Monat zu bezahlen. Sie sagen, was wohl viele Mütter und Väter in Deutschland sagen würden, denn Fremdsprachenunterricht schon im Vorschulalter ist in einer internationaler werdenden Welt weit verbreitet. „Die Kinder werden locker an eine andere Sprache herangeführt“, lobt eine Mutter. Eine andere findet: „Wenn die Möglichkeit besteht, warum soll man es nicht machen.“ Manche sind ambitionierter: Es sei ein gute Übung für die Schule, sagt eine. Englisch erst von der dritten Klasse an zu lernen sei zu spät – darin sind sich alle einig. Eine Mutter spricht von dem wichtigen Zeit-



Mal gucken, was passiert: Kleine Kinder lernen am meisten, wenn sie ihre Umwelt spielerisch erfahren.

Foto ddp

fenster fürs Sprachenlernen, das jetzt offen sei. In diesem Alter lernten Kinder eine Fremdsprache „im Vorbeigehen“.

Doch reicht dafür eine halbe Stunde in der Woche? Diese Frage beantworten viele Fachleute freilich mit nein: Dafür müssten die Kleinen durchgängig und ganztäglich Kontakt zu der neuen Sprache haben. „Sie müssten in einen englischsprachigen Kindergarten, und die Sprache müsste zu Hause weitergetragen werden“, erklärt die Schweizer Erziehungswissenschaftlerin Margrit Stamm. Dann werden die Kinder in ein „Sprachbad“ getaucht, wie es auch in einer zweisprachigen Familie ganz natürlich der Fall ist. Bei einem Kurs nur einmal in der Woche lernten sie in puncto Sprache wenig, sagt Stamm. „Vielleicht erwerben sie sich eine gewisse Globalisierungskompetenz.“ Insgesamt blickt die Professorin für Frühpädagogik freilich mit großer Skepsis auf die Förderung von Vorschulkindern in speziellen Sprach- und Musikkursen – es sei denn, das Kind zeige von sich aus ein starkes Interesse. „Wenn es aber, was oft der Fall sein dürfte, vor allem ein Bedürfnis der Eltern ist, um im Wettbewerb mit anderen zu punkten und das Kind als Superbaby darzustellen, dann muss man große Fragezeichen setzen.“

Sicherlich wird nicht jedes Kind, das mal einen Frühenglischkurs gegen sein Bedürfnis besucht hat, seelischen Schaden nehmen. „Wenn Kinder jedoch über längere Zeit nicht gemäß ihren Bedürfnissen gefördert werden, sondern gemäß denen der Eltern, können sie körperliche und psychische Symptome wie Hyperaktivität, Aggression oder Lethargie entwickeln“, warnt Stamm. Das zeigten klinische Studien. „Für Kinder ist es eine große emotionale Überforderung, wenn sie spüren, dass sie sich den Eltern entsprechend verhalten sollen, dies aber nicht ihren Bedürfnissen entspricht.“

Dass viele Eltern unsicher sind, wenn es um die frühkindliche Bildung geht, kann Stamm gut verstehen. Schließlich werde ihnen seit Jahren gepredigt, wie wichtig Bildung, am besten schon vom ersten Tag an, für das weitere Leben ihrer Kinder sei. Doch herrscht offenbar ein

großes Missverständnis darüber, was frühe Bildung ist. Während viele Eltern ihre Kinder in Kurse schicken, beklagen Fachleute, dass das schulische Lernverständnis dominiert. Schulwissen zu vermitteln sei in diesem Alter aber keine geeignete Strategie, sagt Stamm. „Es ist eher eine Strategie von ängstlichen Eltern.“

Das Weltverständnis der Kinder beginne in der Partnerschaft mit vertrauten Erwachsenen und könne nicht stundenweise in Sprachunterricht, Musikstunden oder naturkundliche Experimente delegiert werden, erklärt der Kölner Pädagogikprofessor Gerd Schäfer in einem Beitrag für die Deutsche Liga für das Kind. Die frühkindliche Bildung sei ein offener Prozess, der sich der Planung im landläufigen Sinne entziehe. Junge Kinder brauchen vor allem Möglichkeiten, um Erfahrungen zu machen, und die Unterstützung von Erwachsenen, damit sie auch wissen, was sie erfahren haben. Und: „Es sind die Erwachsenen, die den Kindern die Materialien, Werkzeuge und Worte zur Verfügung stellen.“ Eltern empfiehlt Schäfer, ihren Kindern vor allem ein Umfeld zu bieten, in dem sie ihre Neugier befriedigen und eigenständig handelnd Erfahrungen machen können. „Alles, was man wissen kann, kann man gegebenenfalls auch später lernen.“ Aber an einem Interesse an Natur, Kultur und mitmenschlichem Austausch würden die Bahnen früh gelegt. „Die Enttäuschung an der Welt kann sehr früh beginnen und durchzieht dann möglicherweise ein ganzes Leben. Die Freude aber auch.“

Eine Facette der frühkindlichen Bildung ist Schäfer und vielen anderen Fachleuten besonders wichtig: das freie Spiel. Es sei der wichtigste Entwicklungsmotor überhaupt, sagt Stamm. Doch leider würden Kinder heute fast ständig überwacht. „Da kann keine eigeninitiierte Entwicklung stattfinden.“ Kinder brauchten nach der Kita eine Erholungszeit und oft gar nicht mehr viel Programm. Eine gute Kita genüge ohnehin. „Danach noch schnell in den Zoo oder das Museum – das ist alles angeleitet; ein solches Programm ist für viele Kinder eine Überforderung.“ Auch eine gute Kita zeichne sich durch tägliche Sequenzen mit freiem Spiel aus. Ansons-

ten gebe es dort Rituale, gemeinsames Essen, Basteln und Lesen – eigentlich ganz unspektakulär.

Gundula Göbel erlebt täglich in ihrer Praxis, was passiert, wenn es Eltern kaum gelingt, auf die Bedürfnisse ihrer Kinder zu achten. Zu ihr kommen Mütter und Väter, die so im Stress sind, dass sie ihrem Kind nicht mehr nahe kommen können. „Grundsätzlich haben sie ihrem Kind gegenüber zwar positive Gefühle, verpacken diese aber, um weniger verletzlich zu sein“, erklärt die Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapeutin und Buchautorin. Sie ist überzeugt, dass sie nicht nur wenige Extremfälle erlebt. „Dieses Phänomen ist breit in der Gesellschaft zu finden und reicht bis tief in die Mittel- und Oberschicht.“ Göbels Therapie besteht darin, Eltern und Kinder, auch körperlich, wieder miteinander in Kontakt zu bringen. Sie legen sich gegenseitig die Hand auf den Rücken und atmen tief in den Bauch. Vor allem Mütter brechen dabei oft in heftiges Weinen aus. „Sie merken, was sie alles nicht mehr mitgekriegt haben.“

Ein Thema haben viele Klienten im Gepäck: die hohen Erwartungen an die Leistungen ihrer Kinder, auch wenn diese erst ein paar Jahre oder gar Monate jung sind. Doch wer das Verhältnis zu seinen Kindern vor allem auf Leistung reduziert, entfernt sich nicht nur seelisch und körperlich von ihnen, er läuft tragischerweise auch Gefahr, ihren Bildungs- und Arbeitsbiographien schweren Schaden zuzufügen. „Nur ein gut gebundenes Kind kann von frühkindlicher Förderung wirklich profitieren“, sagt Erziehungswissenschaftlerin Stamm. Eltern sollten sich deshalb enorm darum bemühen, dass das Kind eine sichere Bindung zu ihnen entwickelt. „Das ist das Grundlegendste.“ Nur darauf könne eine gute Frühförderung aufbauen.

Würde das versäumt, kann es gut sein, dass das Kind in der Schule durch Konzentrationsprobleme, aggressives Verhalten oder Rücksichtslosigkeit auffällt. Manchen wird AD(H)S diagnostiziert werden. „Wenige haben diese Krankheit wirklich, viele haben Bindungsprobleme“, sagt Therapeutin Göbel. Doch das Erkennen

der Symptome ist oft noch weit komplizierter. Einige unsicher gebundene Kinder werden in der Schule gar nicht so schnell auffallen. „Das sind die Überangepassten – und das sind gar nicht so wenige“, sagt Göbel. Bei ihnen hat die Förderung vermeintlich funktioniert. Ihre Befriedigung holen sie sich durch die Anerkennung von Eltern und Lehrern für ihre guten Leistungen. Doch dieses Fundament ist anders als eine sichere Bindung brüchig. In der Pubertät brechen sie dann womöglich zusammen, bekommen vielleicht Essstörungen.

„Manche schaffen es aber auch über Jahrzehnte“, sagt Göbel. Sie arbeiten viel, sind erfolgreich. Doch dann bleibt der Erfolg plötzlich aus, oder ein naher Verwandter stirbt. Irgendetwas hebt sie psychisch aus. Sie brechen zusammen, erleben womöglich einen Burnout. „Die Ursache eines Burnout ist oft nicht zu großer Arbeitsstress, sondern die fehlende Grundlage aus der Kindheit“, erklärt Göbel. Eltern kleiner Kinder rät sie, sich erst gar nicht die Frage zu stellen, was Bildung ist. Sie sollten schauen, woran ihr Kind Spaß hat. „Denn dann kann es einer Tätigkeit gegenüber positive Gefühle entwickeln, dann kann es etwas gut machen.“

Doch wie erkennen Eltern die Bedürfnisse ihrer Kinder, wenn sie selbst stark unter Druck stehen? Grundsätzlich wüssten sie, was ihrem Kind entspreche – mit der allen Eltern angeborenen Intuition, sagt Stamm. „Doch haben sich viele ihre Intuition abtrainiert.“ Wenn sie aber zum Beispiel begännen, nach einer ehrlichen Antwort auf die Frage zu suchen, ob sie eine Bildungsmaßnahme vielleicht nur wollten, um im Freundeskreis zu bestehen, gingen sie einen ersten wichtigen Schritt.

Gundula Göbel appelliert an Mütter und Väter, ihrem Nachwuchs nicht ständig zu vermitteln, er müsse Abi machen und dann einen Beruf ergreifen, der viel Geld einbringe. Kinder sollten noch von einem Beruf träumen dürfen. „Wenn Eltern auf diese Träume mit großem Realismus reagieren, dann nehmen sie ihren Kindern die Motivation, einen Beruf zu ergreifen.“ Dass so viele junge Leute nicht wüssten, was sie mal werden wollen, wundert Göbel darum nicht.